

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

19 Eine Seegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Er schritt dahin, ohne sie anzusehen, und wunderte sich **Sentlich**, daß er es wirklich gewagt hatte — —

„Wir müssen hier einen Blumentopf kaufen, Bemm, in dieser Gärtnerei. Aber ich glaube, wir wollen uns erst ein bißchen in dieser Restauration stärken.“

Es währte eine Weile, bevor er etwas zu sagen vermochte.

„Hier ist es hübsch, M — Merry.“

„Ja, lieber Bemm, hier ist es wirklich hübsch!“ Er fühlte mit Behagen die Zärtlichkeit, die darin lag, einander beim Vornamen zu nennen.

„Sie sollten diese Straße nur im Sommer sehen. Dann ist sie ein reines Paradies,“ fuhr sie fort.

Sie gingen quer über die Straße und traten in das Restaurant. Die Kapitänin sprach mit einem Kellner und gab dann Bemm einen Wink. Der Kellner ging mit Flaschen, Gläsern und Kuchen auf einem Tablett voraus. Die beiden andern folgten. In der zweiten Etage mußten sie über einen Korridor. Plaudern, Gelächter und Pianomusik tönte zu ihnen durch die Thüren der verschiedenen Zimmer heraus. Merry und Bemm wurden in ein kleines Zimmer gewiesen.

„Wie gut und warm es hier ist“, hauchte sie hervor und setzte sich auf das Sopha. Dasselbe war klein und hatte nur für zwei Personen Platz.

„Es ist fast zu warm im Mantel.“

Er erhob sich.

„Soll ich Ihnen ablegen helfen, Frau Kapitän?“

„Nein, Herr Frank.“ Er lachte ein wenig gezwungen und sah verwirrt an ihr vorbei. Es schlug ihm eine verwirrende Wärme von ihrem Hut, Wuff und Mantel entgegen, als er die Gegenstände durch das Zimmer trug und niederlegte.

Das Paar setzte sich auf das Sofa. Sie schenkte ein und sie tranken aus. Dann blieben sie still in Gedanken sitzen.

Der Wein, die warme Luft und all das Wunderbare, das ihm an diesem abenteuerlichsten Tage seines Lebens widerfahren war, machte ihn ganz verwirrt und schwermüthig. Er war glücklich und zugleich doch voll Angst. Allerhand Gedanken und Bilder stürmten in seinem Hirn durcheinander. Er vermochte nicht, sie festzuhalten oder sie ordentlich von einander zu trennen. Das Gesicht der Mutter... der Brief... seine unerträgliche Stellung an Bord... die Abmusterung... seine Zukunft... seine Gefühle für Merry... die Rückfahrt nach Europa in dem kalten Winter... . . .

Er hatte keine Ahnung, wie lange er so geseffen. Er trank mechanisch, wenn sie ihm anbot. Sie hatte zu reden begonnen. Ihre Stimme klang leicht und lebhaft, als wollte sie ihn ermuntern, ihn aus den Gedanken herausreißen, die ihn gefangen hielten.

Er sank vor ihr auf die Kniee, zwischen dem Tisch und dem Sopha, lehnte die Brust an ihr Kleid und legte den Kopf und die Hände in ihren Schooß und weinte bitterlich.

Sie strich über sein Haar hin: „Lieber Bemm, armer Bemm, bist Du so schwermüthig? Warum weinst Du, Bemm?“

Sie senkte die Stimme und hob seinen Kopf empor, so daß sein thränenfeuchtes Gesicht ihr zugekehrt war.

„Warum weinst Du? Hast Du kein Vertrauen zu mir? Setz Dich her zu mir!“

Er that es, und mit vielen, tröstenden Worten fragte sie wieder, warum er weinte.

Eine ganze Weile antwortete er nicht. Schließlich lächelte er durch Thränen und sagte hervorstoßend:

„Ich weiß... nicht... vielleicht ist es... weil ich... Dich so lieb habe.“

Sie lachte schallend laut auf. Und ungeheuer verlegen und glücklich drückte er sein Gesicht an ihre Brust, als wollte er sich verstecken.

„Nichts weiter,“ und sie lachte, so daß ihr fast der Athem verging — „und darüber weinst Du?“

Sie brachte die Worte garnicht hervor. „Du bist doch ein seltsamer Knecht...“ Die Thränen traten ihr in die Augen, so lachte sie.

„Nicht lachen, nicht so lachen.“ Sein Gesicht fühlte die weiche Hebung und Senkung der Brust, während sie lachte. Aber ihr Lachen war nicht so leicht zu unterdrücken, und es erschien ihm schließlich gefühllos, fast unheimlich. Da riß er sie plötzlich hinüber auf seinen Schoß, schlang die Arme um ihren Hals, beugte ihr Gesicht zu sich herab und küßte sie wild.

Sie ließ es geschehen; aber gleich darauf lachte sie wieder, und das erregte ihn — wie alles, was ihm bei ihr unverstündlich vorkam. —

Sie blieben dort ein paar Stunden sitzen.

Es war immer er, der die Liebfosungen nahm, und sie, die sie gab, nicht selten etwas überlegen lachend. Ihre Ruhe nach ihrem früheren Draufgehen erregte ihn nur noch mehr.

Sie hörte ihn gern reden und sie verstand es, ihn dazu zu bringen. Er erzählte ehrlich von sich selbst, von seiner Vergangenheit und auch, warum er zur See gegangen war.

Sie kam hie und da mit einer Frage oder einer Bemerkung und leitete auf diese Weise die Erzählung.

Bisweilen durchfuhren ihn Schatten von Reue und Angst, wenn er seine Mutter erwähnte; aber er trank sich Muth und Vergessen in dem feinen Wein und den Liebfosungen, die er begehrte und bekam.

Sturz bevor sie sich erhob, um zu gehen, sagte sie: „Nun wirst Du wohl nicht mehr schwermüthig sein. Wir wollen uns hier in New-York amüsiren. Wir bleiben mindestens einen Monat hier liegen. Und dann geht es wieder zurück nach Europa.“ Sie lächelte froh.

Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke: Was dann? Sollten sie dann scheiden? Dachte sie darüber nicht nach?

„Wollen wir übermorgen zusammen spazieren gehen, Bemm?“

„Wolltest Du das wirklich?“ stammelte er, von Glück überwältigt.

„Es ist wohl kein Vergnügen für Dich, in der Noof zu sitzen... Dann treffen wir uns also um 7 Uhr an jener Ecke, wo wir auf den Car warteten...“

„Ja.“

„Es darf natürlich niemand etwas davon wissen.“

„Nein.“ Er blickte zur Seite.

Sie tranken aus, bezahlten und gingen.

In der Gärtnerei wurde ihm eine kleine Pflanze in einem Blumentopf übergeben. Sie hatte kleine bunte Blätter. Bemm konnte sich nicht erinnern, eine solche schon je gesehen zu haben, und er nahm an, sie müßte sehr selten und kostbar sein.

Sie schrieb auf ein Stück Papier, das sie bei dem Gärtner bekam, die Pferdebahnlilien auf, die er benutzen sollte, und begleitete ihn dann bis zu der Ecke, wo sie ausgestiegen waren.

Sie hätte einer Kousine für heute Abend einen Besuch versprochen und konnte ihn nicht unterlassen, erzählte sie.

Während sie da standen und auf die Pferdebahn warteten, steckte sie ihm einen Dollarschein in die Hand.

„Da ist Fahrgeld, Bemm.“

„Aber das ist ja viel zu viel.“

„Ja, aber ich habe kein Kleingeld.“

Er entsann sich jedoch, kleines Geld in ihrer Börse gesehen zu haben, als sie bei dem Gärtner bezahlte; aber er wollte sie nicht in Verlegenheit bringen, indem er ihr bewies, daß sie log.

„Du kannst ja den Rest zurückbekommen, wenn wir uns übermorgen treffen.“

„Gewiß, Bemm.“

Einen Augenblick später rollte der Pferdebahnwagen heran, und er stieg ein. Er setzte den Blumentopf neben sich auf die Bank und lehnte sich gegen die Wand zurück.

In den ersten Minuten fühlte er sich enttäuscht und von ihr verkehrt, weil sie gelogen hatte. Es war, als konnte er nicht mehr so, wie früher, an sie denken.

Paß, sie hatte es ja so gut gemeint, sie hatte natürlich Mitleid mit ihm und wollte ihm helfen.

Er war ja so unglücklich gestellt, der Arme, und dann war er so empfindlich!

Darum hatte sie ihm auch Abmusterung versprochen.

Und außerdem liebte sie ihn ja. Sie war in den beiden Jahren, da sie mitgesegelt, ein reiner Seemann geworden,

und darum benahm sie sich auch nicht, wie die zimperlichen Damen auf dem Festlande.

Nun stieg der Gedanke auf: Sie betrügt ihren Mann! Bah! . . . sie lebte nicht mehr in Ehe mit ihm. Sie wollte ja in Zukunft in Bergen bleiben. — Ha, ha, ha, er verstand sie wohl . . . nein, sie dachte an Scheidung . . . an nichts Anderes. —

So schob er alle unbequemen Gedanken bei Seite. Er fand, daß sie gehandelt hätte, wie sie sollte und mußte. —

An diesem Abend saß Venn in der Koof und schrieb den Brief an seine Mutter, nachdem die Kameraden bereits zu Bett gegangen waren. Er suchte nach all den zärtlichen Gedanken und Worten, die stumm in ihm durcheinander gestürzt waren, wenn er auf Auslug stand oder am Steuer in den langen, dunkeln Nächten. Aber er fand sie nicht und das betrübt ihn.

Mehrmals las er die dürftigen Zeilen, die er aus sich herausgequält hatte, durch. Dann fügte er hinzu, daß er seine Trägheit und seinen Ungehorsam bereute, und bat die Mutter um Vergebung. Er war nicht bewegt, als er diese Worte nieder schrieb. Er schrieb sie nur, weil er fühlte, die Mutter erwartet, daß er so schreiben würde.

Als der Brief versiegelt war, blieb er noch eine Weile sitzen und betrachtete ihn in dumpfer Unzufriedenheit mit sich selbst. Dann fiel ihm Merry ein. Und dieser Gedanke zog andere nach sich, und es leuchteten lockende, berauschte Bilder vor ihm auf. Seine Brust ging schwer, und sein Herz pochte laut:

Das nächste Stellbuchein! Das nächste Stellbuchein! —

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Warum essen sie denn nicht Kuchen? — Man kennt die naive Frage, die einst eine Dame aus vornehmer Gesellschaft gethan hat. Man sprach von Nothzeiten und daß die Armut nicht Brot genug hätte. Ei, warum essen sie dann nicht Kuchen, sagte sie, höchlich verwundert.

Nun, solcher Rathsel wird heute auch keiner unserer agrarischen Volksvertreter fähig sein. Zum Gleichmuth wird er nicht den offenbaren Hohn fügen wollen. Die ostelbischen Großgrundbesitzer wurden nie wegen überzärtlicher Empfindsamkeit gescholten. Sie haben gestählte Nerven und sind gegen die Noth anderer mit Gleichmuth gerüstet. Sie sehen die raue spartanische Erziehung gerne, wenn sie am Volk geübt wird, natürlich. Sie werden ungeberdig, wenn sie auf ihr Lieblingsthema, die Humanitätsduselei unserer Zeit zu sprechen kommen. Sie gönnen die magere schwarze Suppe und die harten Entbehrungen den breiten Massen. Man hat ja so viele schöne Sprichwörter von der sittlichen Kraft der Noth, vom Hunger als dem besten Koch, vom Salz und trockenen Brot, das die Wangen roth färbt.

Aus diesen ihren Gewohnheiten hervor kamen die brüskten Antworten der Herrschaften à la Kardorff auf die Klagen wegen der Brotvertheuerung. „Ach was, so schlimm ist es nicht. Man weiß, wie dies verzärtelte Volk bei jeder Gelegenheit jammert. Die alten guten Sitten sind vorüber. Früher konnten die Leute aus dem Volk noch einen Puff aushalten und waren stramm und gesund dabei. Den Kindern gab man ein Stückchen Schwarzbrot zur Schule mit, heute thäte es noth, ihnen Schmierbrötchen in die Futtertaschen zu stecken.“

So schlimm ist es nicht. Da ist viel Gestunkel dabei, so fällt der salbungsvolle Zentrumsführer Lieber mit ein. Er war schon vorher ohnedies von einem Würdegefühl durchdrungen, wie es so vollkommen selbst bei deutschen Parlamentariern nur ganz selten auftritt. Nun aber, da so viel Lob auf ihn gehäuft worden, kennt sein Würdebewußtsein keine Grenze mehr. Jedes Wort aus seinem Munde wiegt für ihn schwerer als Gold; und wenn Er, der Dr. Lieber, den Mund aufthut und in unmaßnahmliger Feierlichkeit erklärt, die Geschichte mit der Brotvertheuerung sei nicht so böse: wer wollte dann noch zweifeln? Und wenn einer selbst das Hungergespens aufstauen sähe, er dürfte seinen Augen nicht trauen, denn mit mildem, tiefem Klang seiner Stimme hat Lieber uns versichert, so arg sei das nicht.

Indessen steigen die Sorgen ums tägliche Brot nicht bloß in den zahlreichen Familien, die sich offenkundig als proletarisch geben, sondern auch in den Kreisen der verschämten Proletarier, die ihrem krampfhaft aufrecht erhaltenen Ehrgeiz, vor der Welt eine höhere soziale Stellung zu behaupten, oft auf Kosten ihres Magens und ihrer Gesundheit fröhnen. Das sind die Menschen, die auszurufen lieben: Unser Neuzeres kann die Welt betrachten, in unseren Magen kann sie uns nicht blicken! Armseliger Trost! Und die Welt blickt doch in den Magen. Mag das „Kostüm“ der Töchter des gelehrten Arbeiters, des Beamten, auch leidlich in Ordnung sein, der Magen verräth sich doch. Der dünne Kaffee, das Brötchen mit dem Belag, der eine reine Karrikatur ist, die ganze

ungenügende Ernährungsweise, sie prägt sich aus in den kraftlosen Muskeln, in dem bleichen, blutarmen Gesicht und in den reizbaren Nervenstimmungen. Für sie sind insgesamt die üppigen Fleischtöpfe nicht hingestellt, für sie bildet ebenfalls das tägliche Brot in der buchstäblichen Bedeutung einen Hauptfaktor der Nahrung. An ihnen allen muß Muth und Erbitterung zehren, wenn man ihnen mit der Weisheit kommt: Schnürt eueren Gürtel enger, es ist ja nicht so schlimm.

Die Herrschaften möchten freilich erst sensationelle Wunder schauen, ehe sie an einen drohenden Nothstand glauben. Die allmähliche Erschlaffung bei dürftigerer Nahrung kümmert sie nicht viel. Wenn noch mehr anämische Geschöpfe durch die Stragen wandern, was sieht das für sie an? Sie zucken mit den Achseln über das verkommene Menschenmaterial, das durch frühe Großstadtsünden so hart mitgenommen sei und dann mit gelbem Reid auf alle jene starre, die einen anständigen Rod tragen.

Indessen haben einzelne Väder jetzt schon darüber Klage geführt, daß minderwerthiges, schlechtes Mehl verwendet werde, zumal in den armen Stadtvierteln, um den Kunden annähernd so schweres Brot zu geben, wie früher. Das ist am Ende doch von hygienischer Wichtigkeit.

Der Sommer rückt heran. Er vermehrt in Berlin gewisse Erkrankungen, namentlich bei Kindern. Und dazu die Zunahme von minderwerthigem Brot!

Es muß doch wohl nicht gerathen sein, so leichtsin über die Brotvertheuerung hinwegzuhüpfen, wenn wiederum eine Brofrage erörtert wird, die man vor Jahren schon endgiltig abgethan glaubte. Es ist die Frage: Soll das Brot in Gasthäusern, Wirthshäusern und in Kneipen besonders bezahlt werden, wie in Oesterreich und in einzelnen süddeutschen Gebieten, oder nicht? Als vordem einmal diese Frage berathen wurde, da war es ein bekannter Gastwirth, in dessen Lokalen ganze Generationen armer Studenten verkehrt hatten, der davor warnte, mit einem festeingewurzelten Volksbrauch zu brechen. Bei diesem Gastwirth gab es kleine Preise, das Essen war entschieden „nicht berühmt“, aber berühmt waren die stets gefüllten Brotkörbe. Trotzdem wurde dieser Gastwirth wohlhabend.

Es ist bezeichnend, daß jetzt aufs neue diese Wirthshaus-Brotfrage angeschnitten wird. Es ist ohne Zweifel etwas Freiieres, Schöneres in der norddeutschen Art, dem Gast wenigstens das Brot nicht vorzuzählen. Es steckt noch ein Stück Gemüthlichkeit darin, das wohlthunend berührt. Du bist in meinem Hause eingekerkert, Du darfst das Brot mit mir brechen, so scheint der Wirth noch zum Gast zu sprechen; und in einem Wirthshaus, in dem man nicht ängstlich darauf achten kann, ob irgend ein Gast eine Brodrusse mehr verzehrt oder nicht, ist im allgemeinen der Gewinn groß genug, daß ein armer Teufel einmal etwas reichlicher Brot nehmen darf, als er im Verhältnis zu seiner kärglichen Zecher nach des Wirthes Rechnung sollte.

So bildet überall die Brotvertheuerung einen viel einschneidenderen Gesprächsstoff, als die vornehm abthuernden agrarischen und Zentrumsleute glauben machen wollen. Selbst die Leute, die das Kriegesfieber gewerbsmäßig nähren, sehen jetzt, soweit der Krieg auf die Theuerung Einfluß hat, daß es mit dem Schlachtengeschrei auf der Bierbank doch nicht genug sei, daß es seine verdammt ernste Seite für alle Welt hat, wenn auch die Völker in weiter Ferne auf einander schlagen.

Es war da ganz interessant, eine Wandlung der landläufigen loungehaften Aeußerungen zu beobachten. Als der Streit um Kubaloungegangen war, überbot man sich in sittlicher Entrüstung gegen die kränkelhaften Yankee. Es war manachmal geradezu drollig komisch, wie die guten Burchen, die selber aus reiner Krämerhaftigkeit gestehen, sich in die feierliche moralische Toga hüllten und über die ruchlosen Yankee zu Gericht saßen. Wenn einer die Sache vom allgemeinen Kulturfortgang aus hätte betrachten wollen, der wäre sauber an die Luft gesetzt worden. Umsonst ist man ferner nicht in einem Militärstaat groß geworden. Was Spanien immer in der Heimath und in der Fremde an Gewissensdruck und Massennoth verübt haben mochte, es war doch einmal ein Soldatenvolk und ritterlich und schneidig dazu. In Spanien ist der ritterliche Ehrbegriff bis zur Karikatur gediehen. Kurz, Spanien war für gewisse Kreise das Ziel der Schwärmerei und der unjoldatische Yankee war beim Bierseidel von dem tapferen deutschen Mann verachtet. Die Strategen entstanden beim Bierseidel, und ihr Feldhermblid setzte über Weltmeere hinweg, wie lustige Sprungthiere über Bachrinnen hinwegsehen.

Darin ist es anders geworden. Die Dinge sind doch nicht bloß ein Spaß für unterhaltungsbedürftige Phantasten und für Menschen, die an blutigen Aufregungen Verriebigung finden. Sie greifen in unser Werttagsdasein ein; sie verstoßen unbarmherzig gegen die internationalen Verkehrsbedürfnisse und sie geben nun selbst für die Stumpfsinnigen in kleinerem Maß ein Abbild dessen, was der große Krieg modern europäischer bewaffneter Völkermassen fürchtbar entfesseln könnte. Das bedauerlichste ist die kriegerischsten Phantasieen einigermaßen und hat die Enthusiasten für Spaniens Waffenehre abgekühlt. Abgesehen davon, daß diese militärstrotzen Naturen meistens Erfolgserbeter sind und darum mit ihrem Bösen Spanien unzufrieden sein mußten.

Vielleicht sind dieselben Leute bereits daran, den bisher geschnittenen Yankee schneidigen Soldatengeist zu gönnen. Denn das ist doch die Krönung des ganzen.

Solcher Soldatengeist kommt wie der Sturmwind daher. Eine glückliche Verührung und er ist entflammt. Welche Wandlung ist

nicht an den ostasiatischen Gesäßen vor sich gegangen, wenn man den Zeitungsberichten glauben darf! Man weiß, wie unsozialistisch der Chinese im ungehörten Besitz seiner alten Kultur geworden ist. Aber in Kiangschou scheint sich das geändert zu haben. Als jüngst die deutschen Marineoldaten eintrafen, da empfand es die chinesische Bevölkerung wie einen Feiertag. So sehr hatte man sich bereits in die solbatische Welt eingelebt, daß selbst die Kulis voll Begeisterung waren. So wenigstens wird einem Berliner Lokalblatt wörtlich telegraphirt. Die begeistertsten Kulis sind der neueste Kulturfortschritt. Sie waren ausgelassen, hüpfen von einem Bein auf's andere, die begeistertsten Kulis. War denn sonst ein elender Kuli so begeisterungsfroh? Aber den „blauen Jungens“ konnte selbst der geduckte Kuli nicht widerstehen. Da sah er eine Herrlichkeit, und vergessen war seine Noth. Der gelbe Kuli, der Schlichhäugige, war trunken und begeistert; und er jubelte den Ankömmlingen zu. So wenigstens berichtete ein lokales Zeitungsblatt, das sich die Nachricht in vollem Ernste für theueres Geld telegraphiren ließ. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

h. d. Nach dem Gewitter. Der heftige Regen hatte die Blütenblätter abgeschlagen. Mit ihrem zarten Weiß bedeckten sie die schmalen Wege und kleinen Beete des Gefängnisgartens, der sich von den hohen, nackten Mauern bis an die breite Straße zog. Die weißgefärbten Obstbäume waren mit Schmutzfladen bespritzt. Aus der vom Regen durchnässten Erde stieg ein frischer Duft auf. Die Johannisbeersträucher, die an den Wegen standen, athmeten, wie alle anderen Pflanzen, einen lauen Frühlingsgeruch.

In der Mauer öffnete sich kreischend eine eiserne Thür. Fünf braungelleidete Männer, die auf den kurzgeschorenen Köpfen schirmlose Mützen trugen, kamen naheinander heraus. Jeder trug eine Harke. Der Gefangenewart, der ihnen gefolgt war, vertheilte sie in den Gängen. Einige blickten bei ihrer Arbeit still zur Erde, die anderen sahen mit gerunzelten Stirnen auf die Neugierigen, die sich an dem Straßengitter aufstellten und den Hartenden in die Gesichter starrten. Die meisten der Hartenden zogen die Frühlingsluft mit heftigen Rügen ein. Die hohle Bläse ihrer glattrasirten Gesichter wich einer stiegenden Röthe, die starren, stumpfen Augen wurden von einer plötzlichen Erregung erleuchtet.

Einer von ihnen wandte den Neugierigen am Eisengitter beständig den Rücken zu. Der Gefangenewart ging neben ihm und zeigte: „Dort müssen Sie harken! . . . hier! . . . hier!“

Der Angeredete stieg dann rückwärts über die mit Blütenblättern besäte Stelle. Kopfschüttelnd sah der bärtige Uniformierte ihm zu.

Die Zahl Neugieriger wuchs. Da standen Schulkinder neben Lehrlingen, die Werkzeug in den Händen hielten. Junge Frauen hatten ihre Kinderwagen an das Gitter geschoben und sahen unerbötend den Hartenden ins Gesicht. Mehrere Mädchen standen zwischen Steuerboten und Handwerksmeistern. Aus den Vorübergehenden erhielten die Neugierigen fortwährend Zuwachs. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Das Klingeln und Rasseln der vorüberfahrenden Straßenbahnen und Lastwagen klang ungemindert hinüber zu den Hartenden. Die Pferde tröteten ruhig vorüber, aber die Menschen blieben stehen und starrten, starrten auf die Fünf in den braunen, engen Kleidern.

„Ja, wenn Sie so harken, müssen Sie eben wieder hineingehen!“ sagte der Gefangenewart zu dem, der fortwährend den Rücken nach der Straße lehnte. „Warum drehen Sie sich denn nicht um? Sie könnten doch die frische Luft und die Bewegung am ehesten gebrauchen.“

Der Angeredete wurde von dem Gefangenewart durch die Thür in der nackten Mauer gelassen. Während dies geschah, streckte ein anderer von den Hartenden den Neugierigen die Zunge entgegen — Keiner ging fort. Sie sahen ihn erstarrt an, einzelne errötheten — aber sie blieben stehen und starrten . . . starrten. —

Verbrauch von Postwertzeichen im deutschen Reichspostgebiet. In der Postwertzeichen-Abtheilung des Reichspostmuseums zu Berlin haben zwei große Wandtafeln mit graphischen Darstellungen Aufnahme gefunden, die in übersichtlicher Weise Aufschluß über den Verbrauch von Postwertzeichen im deutschen Reichspostgebiet geben. Die Jahre 1872 bis 1896 sind berücksichtigt worden. Die Tafeln belehren uns in erster Reihe darüber, daß der Verbrauch deutscher Postzeichen von 476 Millionen Stück im Jahre 1872 auf 2 Milliarden 950 Millionen Stück im Jahre 1896 gestiegen ist. Interessant ist es, so schreibt die „Post. Ztg.“, die Steigerung des Verbrauchs der verschiedenen Postwertzeichen-Sorten während der Jahre 1872 bis 1896 zu verfolgen. Der Verbrauch von 5 Pf.-Marken stieg während dieser Zeit von 42 Millionen auf 352 Millionen, der Verbrauch von 10 Pf.-Marken von 286 Millionen auf 740 Millionen, von 20 Pf.-Marken von 54 Millionen auf 169 Millionen, von 30 Pf.-Marken von 60 Millionen auf 325 Millionen, und von 25 Pf., 50 Pf. und 2 M.-Marken von 8 Millionen auf 127 Millionen. Der Verbrauch an sonstigen Postwertzeichen, wie Postkarten, Postanweisungen, Streifboogen u. s. w. ist von 26 Millionen auf 306 Millionen gestiegen. Die außerordentliche, 15fache Steigerung im Verbrauch der sog. hochwertigen Marken im Preise von 25 Pf., 50 Pf. und 2 M. erklärt sich durch die stetige Zunahme der Paketbeförderung durch die Post. Die 8 1/2fache Zunahme des Verbrauchs von 5 Pf.-Marken ist zum

großen Theil auf die in den letzten Jahren entstandene Liebhaberei für Ansichtspostkarten zurückzuführen, ferner auf die Einführung des Fünfpennigzuges für Druckachen. Am geringsten ist verhältnismäßig die Zunahme in dem Verbrauch von 10 Pf.-Marken gewesen. Er betrug nur etwa das 2 1/2fache, während der Verbrauch von 20 Pf.-Marken um das dreifache und der der 3 Pf.-Marke n um das 5 1/2fache zugenommen hat. Bei der Zunahme des Verbrauchs sonstiger Postwertzeichen ist zu berücksichtigen, daß der Verkauf von Briefumschlägen und Streifbändern seit dem Jahre 1891 eingestellt ist, und trotzdem ist eine Steigerung des Abzuges im Verkauf von nicht zu den Marken gehörigen Postwertzeichen um das 12fache zu verzeichnen. Der Verbrauch von gewöhnlichen Postarten ist von 118 Millionen auf 272 Millionen Stück, also um das 2 1/2fache gestiegen. Weit größer ist die Zunahme im Verbrauch von internationalen Postarten. Diese Postarten wurden im Jahre 1880 eingeführt. In diesem Jahre wurden von ihnen 880 000 Stück abgesetzt, im Jahre 1896 war ihr Verbrauch auf fünf Millionen gestiegen. —

Archäologisches.

Entdeckung eines antiken Mosaiks. Der „R. Fr. Br.“ wird aus Klagenfurt geschrieben: Auf dem kärntner Zollfelde, dem historisch-bedeutungsvollen Boden zwischen der Glan und Gurk, wo einst die alte Römerstadt Virunum sich ausbreitete, ist vor etwa vierzehn Tagen ein schönes Denkmal römischer Kunst und Kultur entdeckt worden, und zwar ein wohlhaltener Mosaik-Fußboden. Der Fund wurde unweit von Maria-Saal, das nördlich von Klagenfurt an der Bahn gelegen ist, gemacht. Die Entdeckung ist einem Ochs zu verdanken, der beim Pflügen eingebrochen war; als man ihn herausbeförderte, entdeckte man den Mosaikboden. Bisher ist der Boden eines mächtig großen Zimmers freigelegt. Das freigelegte Stück ist bis auf eine einzige Stelle, die offenbar erst durch den Einbruch des erwähnten Ochsens beschädigt wurde, unverletzt und zeigt in tadelloser kunstvoller Arbeit ein reizendes Gebilde gleich jenen von Pompeji. Die äußerste Bordüre, die etwa einen halben Meter breit ist, hat auf weißem Grunde ein schön geformtes Blattornament. Daran folgt ein mehrfarbiger Kranz, dem sich ein besonders schön gezeichneter polychromer Quadratmänder anreicht und dieser schließt eine große Anzahl ediger Felder ein, in welcher sich symmetrisch geordnet, Bilder von Vögeln und nackte Menschengestalten befinden. Vier der Felder enthalten Pflaue, in den Ecken befinden sich ziemlich große Medusenköpfe. Das mittlere größte Feld zeigt eine nackte Gestalt mit einem Hirtenstabe. Das Ganze ist wunderbar gut erhalten. Vor diesem Raume befindet sich ein Vorraum, dessen Mosaikboden eine einfache, in Streifen geordnete Zeichnung zeigt. —

Geographisches.

t. Aussichtsveränderungen im Thüringer Gebirge. Die Zentralkommission für wissenschaftliche Landesuntersuchung in Deutschland macht in „Peternmanns Mittheilungen“ auf eine Erscheinung aufmerksam, zu deren genauer Feststellung bezw. Erklärung die Mitarbeit einer größeren Zahl von Beobachtern erwünscht ist. Es ist nämlich seit einiger Zeit mehrfach die Behauptung aufgestellt worden, daß jetzt von manchen Punkten in Thüringen benachbarte Orte oder Theile einzelner Bauwerke gesehen werden können, die früher von dort aus nicht sichtbar waren, oder daß umgekehrt früher sichtbare Punkte jetzt nicht mehr gesehen werden können. Es wird danach vermuthet, daß in den Beobachtungsgebieten stellenweise Bodenbewegungen stattgefunden haben oder noch vor sich gehen. Alle Personen, die derartige Beobachtungen in früherer Zeit oder neuerdings gemacht haben oder noch machen werden, werden gebeten, davon an den Geographen Professor Kirchhoff in Halle, Mittheilung gelangen zu lassen, damit an der Hand von Messungen, Bemerkungen und photographischen Aufnahmen genauere Untersuchungen gemacht werden können. Natürlich sind Abholzungen in betracht zu ziehen, auch ist anzugeben, ob etwa im einzelnen Falle eine andere Erklärung vermuthet werden kann. —

Aus dem Thierleben.

— Daß Störche in strengster Einsehe leben, ist die Regel. Ein Fall von Mehrehe bei einem weißen Storch, an den C. Wüstner in den „Ornithologischen Mittheilungen“ erinnert, dürfte darum zu den größten Seltenheiten gehören. Vor Jahren kam das Storchpaar eines Pachthofes zur gewohnten Zeit an und nahm wieder Besitz von seinem Nest auf einer Scheune. Nach etwa acht Tagen stellte sich ein dritter Storch ein, und nun begannen furchtbare Kämpfe, die nach fast 14 Tagen damit endeten, daß alle drei Störche gemüthlich neben einander saßen und den Ausbau des Nestes in der Weise begannen, daß ein Doppelnest entstand. Jedes dieser beiden Nester wurde von einem Weibchen in Besitz genommen, mit Eiern besetzt und glücklich wurden fünf junge Störche groß gezogen, so daß im Herbst ihrer acht das Nest verließen. Vielleicht kam das ursprünglich zusammengehörige Pärchen auf der Reise auseinander, und der männliche Storch suchte sich eine andere Gattin, während die rechtmäßige Mitbesitzerin des Nestes erst etwas verspätet nachkam und ihr altes Recht beanspruchte. Höchst interessant ist die Lösung der ehelichen Verlegenheit, gewimmt aber noch an Interesse durch den Umstand, daß auch im folgenden Jahre alle drei Störche in Eintracht auf dem Doppelnest ihre

Bohnstift aufschlagen und wie im Vorjahre wiederum fünf Junge aufzogen. —

k. Die Ziele der Polarforschung waren in früheren Zeiten lediglich geographische, wenn überhaupt den Reisen wissenschaftliche Ziele und nicht etwa allein kaufmännisches Interesse zu Grunde lagen. Erst in neuerer Zeit hat man auch anderen als geographischen Fragen Beachtung geschenkt, insbesondere der Flora und Fauna der Polarländer. Von großem Interesse sind dabei die Fragen nach dem Aufenthaltsorte und der Lebensweise der Polarthiere in der langen, eisigen Winternacht. Wie viele Läden unser Wissen in diesem Punkte noch aufweist, zeigt eine Besprechung von Trautsch in der biologischen Zeitschrift über die Verbreitung der Wirbelthiere in der Grönlands- und Spitzbergensee. Vom Grönlands-Isval weiß man, daß er regelmäßige Wanderungen macht und zwar ziehen die Wale der Behringstraße zum Herbst nordwärts, in dem sie unter dem etwa bis zum 72 Grad nördlicher Breite herabreichenden Festeis verschwinden. Wo aber der Grönlandsisval seine Zungen aufzieht und den Winter zubringt, ist eine noch offene Frage. Die Rennthiere Spitzbergens leben im Sommer in den eisfreien Thälern der Insel, im Herbst an der Meeresküste, wo sie sich von ausgeworfenen Meeresalgen nähren. Den Winter bringen sie wahrscheinlich auf den moosigen Bergen im Innern der Insel zu und müssen dort wohl ausreichende Nahrung finden, sowie auch die ganz außerordentliche Kälte überstehen; denn sie kommen im Frühjahr wohlgenährt zur Küste zurück. Erst dann beginnt für sie eine Leidenszeit; denn nun ist der Schnee von einer gefrorenen Rinde bedeckt und läßt sich nicht fortjahren. Sie magern daher auch im Frühjahr bedeutend ab, leben also von dem Speck, den sie sich schon im Sommer vorher in einer etwa 5 Zentimeter dicken Schicht angefrassen haben. Von dem Leben der Rennthiere im Winter weiß man also nichts, ebenso wenig ist man über die Herkunft des Reus auf Spitzbergen unterrichtet, und doch ist gerade diese Frage von großem Interesse, da man auf Spitzbergen Rennthiere gefunden hat, die an den Hörnern und Ohren gezeichnet waren, die also, so meint Nordenfjöld, von einem bewohnten aber uns unbekanntem Polarlande her eingewandert sein müssen. —

Meteorologisches.

— Ueber die Sonnenscheindauer werden seit einigen Jahren an verschiedenen meteorologischen Stationen des preussischen Beobachtungsnetzes an selbstregistrierenden Instrumenten Beobachtungen angeestellt, die sehr beachtenswerthe Ergebnisse erzielen. Im allgemeinen ist die Sonnenscheindauer des ganzen Jahres in Mitteldeutschland am geringsten, in Ostdeutschland und in Nordwestdeutschland am größten. Im Jahre 1897 tritt die Provinz Hannover sehr in den Vordergrund. Emden in Ostfriesland hatte den meisten Sonnenschein, nämlich 1844 Stunden oder durchschnittlich jeden Tag 5,05 Stunden; dann folgen Helgoland mit 1821 Stunden (4,99 durchschnittlich), Ellerrin bei Ahaus in Hannover mit 1726 (4,70), Meldorf in Holstein mit 1708 (4,69), Dirschau mit 1691 (4,63), Kiel mit 1680 (4,60), Celle mit 1664 (4,56), Poppelndorf bei Bonn mit 1632 (4,47), Leobschütz in Oberschlesien mit 1619 (4,43), Uslar mit 1607 (4,40), Samter mit 1592 (4,36), Niesky mit 1587 (4,35), Kolberg mit 1585 (4,34), Geisenheim mit 1570 (4,30), Berlin mit 1557 (4,26), Potsdam mit 1555 (4,26), Kassel mit 1541 (4,22), Breslau mit 1541 (4,22), Harzgerode mit 1488 (4,08), Marburg mit 1477 (4,05), Magdeburg mit 1440 (3,94), Erfurt mit 1437 (3,94), Jena ebenfalls mit 1437 (3,94) und der Inselberg mit 1335 (3,66) Stunden. Der Unterschied zwischen dem sonnigsten und dem trübsten Orte betrug also 509 Stunden oder 1,49 Stunden täglich. Im Jahre 1896 hatte Kolberg mit 1801 Stunden den meisten, der Inselberg mit 1250 Stunden den wenigsten Sonnenschein gehabt; 1895 bildeten Geisenheim 1979 und Kiel mit 1522 die Extreme, 1894 Marggrabowa mit 1841 und wieder der Inselberg mit 1309 Stunden. —

Geologisches.

— Ueber die Hebung der Küste bei Libau schreibt die „Dina-Blg.“: Die Küste bei Libau hat in den letzten 60 Jahren um mehr als 50 Faden zugenommen; die Lage des jetzigen eisernen Leuchthurms bezeugt ungefähr die damalige Strandgrenze. Ist man hier auch rasch bei der Hand, die kolossale Zunahme, namentlich auf der Nordseite des Hafens, durch zu nahe Entleeren der Baggergräben während des Hafenaufbaues zu erklären, und wollen andere wiederum als Urheber den längs der Küste laufenden, mit Sand gesättigten Strom ansehen, so giebt die Sache doch zu ersten Besorgnissen Anlaß, und sollten gründliche Nachforschungen hier wohl am Platze sein, da eine Zunahme des Strandes schon aus früheren Zeiten nachweisbar ist. In den Jahren 1845 und 1858 stieg bei vollkommen ruhiger See plötzlich das Wasser um mehrere Fuß am Strande, im Hafen arge Verwüthung anrichtend. Bei den Hafearbeiten auf der Nordseite ist man auf verschiedene Schiffswracks mit ihren Ladungen gestoßen. Diese Thatsache kann als sicherer Beweis für die stattgefundenen Terrainänderung gelten. Zieht man dabei in Rechnung, daß sämtliche Gewässer um Libau in alten Zeiten bedeutend tiefer gewesen sind, auch der Libau'sche See, der es ermöglicht haben soll, daß durch den Perhuhn'schen Bach Schiffe bis zum Ordensschlosse Grobin

gelangt sind, so liegt die Annahme durchaus nahe, daß man es hier mit einer Hebung durch unterirdische Kräfte zu thun hat. Recht auffallende Uferveränderungen sind auch nördlich von Libau bis Sadenhausen wahrzunehmen. —

Technisches.

— Ueber den gegenwärtigen Stand der großen sibirischen Bahn berichtet ein russischer Korrespondent der „Times“: Die Bahn ist bis 265 Kilometer jenseits Tscheljabinsk fertig und es sind noch 354 Kilometer bis Irkutsk, dem Endpunkt der Transsibirischen Sektion, zu bauen, doch hofft man die Strecke bis zum August d. J. vollenden zu können. Die Westsibirische Sektion (1324 Kilometer) ist seit dem Oktober 1896 dem Verkehre übergeben. An dem Baikalsee werden Landungsbrücken gebaut, um über dieselben die Züge direkt auf die Fährboote bringen zu können. — Die Zweiglinie von Listwitschna und die Transportmittel über den Baikalsee sollen zu Ende des nächsten Jahres fertig werden. Auf der Trans-Baikalsee-Sektion ist der größere Theil der Erdwerke ausgeführt und die Schienen für das Geleise bis Strejinsk sind zur Stelle, so daß im Frühling 1900 der Verkehr eröffnet werden könnte. Dann würde die Verbindung mit Wladiwostok am Stillen Ozean — zum Theil auf der Eisenbahn, zum Theil zu Wasser — hergestellt sein. 39 Millionen Rubel sind noch nöthig zur Neubeschaffung von 800 Lokomotiven und 10 000 Frachtwagen. Jetzt können die Züge nur 25 Kilometer in der Stunde zurücklegen, und wenn die Geschwindigkeit auf 40–50 Kilometer per Stunde erhöht werden soll, müßten schwerere Schienen an Stelle der jetzigen gelegt werden, was eine weitere Ausgabe von 50 Mill. Rubel veranlassen würde. —

Humoristisches.

— Diese „Weibsliebt!“ Lehrerin! (in der Sonntagschule): „Otto Schmidt, was kann man aus dem Spruch im Jesus Sirach: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reizet sie nieder“ für eine Lehre ziehen?“ — Schüler (nach langem Nachdenken): „Daß die Weibsliebt! am meisten (,,Bud“.)

— Ersth. Staatsanwalt: „... Leider kann ich meiner Tochter keine große Wittigst geben.“ — Gewerker (Schriftsteller): „Das macht nichts, dafür lassen Sie mein neuestes Buch konfiszieren.“ —

— Au! Warum kann die Nase eines Menschen nicht länger als 11¼ Zoll sein? — Wenn sie nämlich 12 Zoll lang wäre, wäre es keine Nase mehr, sondern — ein Fuß! —

Vermischtes vom Tage.

— Eine Neu-Nuppiner Firma kündigt bereits als „doppelten Silberbogen“, die Seeschlacht von Cavite (Manila) an. So fix arbeiten selbst einige bekante Kunstmaler nicht, die bei großen „patriotischen Momenten“ auch bedenklich schnell zur Stelle sind. —

y. Auf Helgoland sind in diesem Jahre die Lummeln in so großer Zahl eingetroffen, daß die Lummelfelsen für ihre Brutstätten nicht ausreichen. Auch die angrenzenden Felsen sind mit Nestern bedeckt. —

y. Unter Vergiftungserscheinungen sind fast alle Familienmitglieder eines Restaurateurs in Wandsbeck erkrankt. Das Gift soll in einem Käse enthalten gewesen sein. —

— In Tangermünde ist eine Familie von Personen durch Einathmen von Kohlenoxydgas erstickt. Nur die Frau lebt noch, wird aber schwerlich wieder aufkommen. —

— Mit ihren vier Kindern sprang eine Frau in Guben in die Reisse. Die Kinder wurden gerettet, die Frau ist ertrunken. —

— In Vernsdorf (Schlesien) fuhr der Blitz in ein Haus und zündete. Eine Frau wurde getödtet. —

— In Wamberg brannten in dem Gärtnereibezirk 4 Häuser binnen einer Stunde völlig nieder. —

— Nahe der Station Praga bei Warschau ist ein Personenzug der Reichsbahn entgleist. 15 Passagiere und 5 Bahnbeamte erlitten Verletzungen. Die Maschine, der Postwagen und 5 Personenwagen wurden stark beschädigt. —

— In Mittelitalien und in der Adria hat am Freitag Nachmittag ein mehrere Sekunden dauerndes Erd- und Seebeben stattgefunden. —

— Sämtliche Droschkentritscher in Samarland sind fromme Israeliten. Sie halten die Sabbathvorschriften streng, sodas am Sonnabend keine Droschke in der Stadt zu haben ist. —

— Bei der Versteigerung einer Kunstsammlung in London erzielte eine bemalte Schnupftabakdose einen Preis von 70 000 Mark. —

— Die erste Weltausstellung in Japan soll im Jahre 1902 eröffnet werden. Die japanische Regierung trifft bereits die ersten Vorkehrungen. —